

39. Tübinger Sozialpädagogiktag 2015:

Flucht.

Herausforderungen für Soziale Arbeit.

27. und 28. November 2015

Freitag, 27. November 2015

María do Mar Castro Varela (Alice-Salomon-Hochschule Berlin)

"Das Leiden 'Anderer' betrachten." Flucht, Solidarität und Postkoloniale Soziale Arbeit

Ganz herzlichen Dank für die Einladung, zu diesem wie ich glaube, und dies ist auch an der Resonanz auf die Tagung ersichtlich, wichtigen Thema: eines, dass uns scheinbar alle berührt und vor allem bewegt. Ich möchte vor allem einer Gruppe danken, der bisher nicht gedankt worden ist: nämlich den Geflüchteten selber. Den Geflüchteten, die uns in die Lage versetzt haben, unsere Profession wieder kritisch zu hinterfragen; die uns dazu gebracht haben, dass diese Tagungen wieder von vielen Menschen besucht werden, weil wir bemerken, wie wichtig Nachdenken, Überdenken, kritisches Hinterfragen ist und bleibt; die uns in eine Situation gebracht haben, die uns überfordert. Überforderung erscheint mir, wie auch die Hinterfragung, als revitalisierend. Eine Sozialarbeit, die ihre Profession nicht kritisch hinterfragt, ist eigentlich ihre Existenz nicht wert. Wir müssen uns permanent hinterfragen, und ich glaube, dass die Situation in der wir jetzt sind, eine gute Situation für die Soziale Arbeit und auch für diese Gesellschaft ist. Letztere muss erkennen, was die Soziale Arbeit bisher schon alles geleistet hat, aber unter Bedingungen, die eigentlich immer skandalös waren und nicht wirklich besser werden. Die hier versprochene Quote von einer Sozialarbeiter_in pro 100 geflüchteter Menschen, die in Sammelunterkünften auf den Ausgang ihres Asylantrages warten ist schließlich nichts anders als skandalös.

Ich werde heute über einen Ansatz sprechen, der vielen von euch auch schon bekannt ist, für viele aber vielleicht auch erstmal irritierend. Es wird nicht darum gehen, Lösungen vorzuschlagen, denn wir sind definitiv in einer Situation, in der über Lösungen sprechen zynisch wäre; wir sollten uns eher fragen: was ist eigentlich bisher schief gelaufen und warum und vor allem wie können wir Soziale Arbeit, so wie sie bisher in Europa etabliert wurde, herausfordern - dekonstruieren.

Viele glauben dekonstruieren heißt Dinge, Vorstellungen und Ideen zu zerstören, doch das ist ein

Irrglauben. Dekonstruktion meint, von innen heraus die Widersprüche sichtbar machen. Die Widersprüche und Aporien. Nur wenn uns das gelingt, können wir auch tatsächlich an eine neue, experimentelle, offene Soziale Arbeit denken. Wie Judith Butler 2007 bemerkt:

„Man ist auf den Widerspruch angewiesen, man muss ihn exponieren und bearbeiten, um zu etwas zu gelangen. Einen anderen Weg scheint es nicht zu geben.“

Es wird also darum gehen, die Widersprüche, die im Inneren der Profession schlummern, sichtbar zu machen. Deswegen werde ich heute keine Bilder zeigen; ich werde keine Bilder zeigen von Menschen auf der Flucht, von ertrunkenen Kindern, vollen Booten, Menschen vor Drahtzäunen, Menschen in Schlangen, die auf die Registrierung vor dem LaGeSo in Berlin oder auf Suppe im Bahnhof von Salzburg warten. Keine liegen gebliebenen Schuhe und keine strahlenden Kinder in Willkommensklassen. Auch keine protestierenden Geflüchteten auf dem Dach einer Schule in Berlin.

Ich werde stattdessen über diese Bilder sprechen und darüber, welche Funktionen diese Bilder erfüllen: wie sie sprechen, und was sie uns den Betrachter_innen und den Dargestellten, den Repräsentierten eigentlich antun. Ich werde versuchen aufzuzeigen, wie tief in Europa die Momente von Helfen, Macht und Herrschaft miteinander verwoben sind und wie und warum dies problematisch ist. Und warum wir, obwohl wir, selbst wenn wir uns dieser Problematik bewusst sind, dennoch helfen müssen; wohl wissend, dass die Affekte, die die Bilder und auch die Kontakte mit Geflüchteten bei uns auslösen, zumindest ambivalent sind.

In diesem Moment würde die postkoloniale Theoretikerin Gayatri Chakravorty Spivak (2012) von einem „double bind“ sprechen, der doppelten Bindung. Das klassische Beispiel von Sigmund Freud ist das Kind auf dem Schoß der Mutter. Die Mutter sagt: „Ich liebe dich“ und gibt dem Kind gleichzeitig eine Ohrfeige. Dies ist eine gute Metapher für die Situation die wir heute vis-à-vis geflüchteter Menschen betrachten können. Der Staat sagt: „Ihr seid alle willkommen“ und wenn die Menschen dann kommen und glücklich sind, dass die Tortur vorbei scheint, bekommen sie, metaphorisch gesprochen, eine Ohrfeige. Dann beginnt ein neues Martyrium: Warten vor dem Amt, Fiebern, ob dem Antrag auf Asyl stattgegeben wird, Schlangen stehen für eine Suppe, rassistische Anmache auf der Straße, misstrauische Blicke in der Bahn, überfüllte Unterkünfte etc. Keine Zukunft nur Warten.

Wir, die wir uns bemühen um eine gerechtere Gesellschaft, leiden, wenn wir die Bilder der Flucht sehen, wir leiden mit. Mitleid ist dabei ein durchaus ambivalentes Gefühl. Wir zeigen Mitleid und fühlen uns gleichzeitig in unserer Menschlichkeit bestärkt. Wie viel Werbung wird heutzutage gemacht, indem zu Menschlichkeit aufgerufen wird. Selbst Nike macht das, um mehr Sportschuhe zu verkaufen. Mehr Menschlichkeit durch Nike?



Das imperialistische Subjekt, feiert sich selbst, gerade in dem Moment, in dem es gebraucht wird, indem es hilft, in dem es sich scheinbar von seiner besten Seite zeigt: Wir sind human, wir sind menschlich, wir sind Europa. Darüber möchte ich sprechen und die Soziale Arbeit gleichsam dekonstruieren und einer Kritik gerade zu einem Zeitpunkt zuführen, an dem viele Menschen in Europa denken, dass sie die edelste und würdevollste Seite europäischer Werte repräsentiert. Über diese angeblich so wunderbaren humanistischen europäischen Werte sollten wir sprechen.

Soziale Arbeit als die humane Seite des Staates, der uns jeden Tag aufs Neue mit neuen Verschärfungen ins Staunen versetzt, die angeblich nicht im Widerspruch stehen zu der proklamierten Willkommenskultur: Reaktivierung des Dublin-Abkommens, Verhinderungen von Familienzusammenführungen im Asylverfahren, Kürzungen von Leistungen für Geflüchtete, die Verschärfung von Grenzkontrollen und sogar Stimmen, wie in Frankreich, die wieder nach Krieg rufen, die die Geflüchteten kriminalisieren und Stimmen, die nach Abschottung rufen und Zäune und Mauern errichten, um diese aufzuhalten.

Deswegen sollten wir auf die Bilder schauen und sehen, was sie uns vermitteln. Ein Blick in die Geschichte der europäischen Avantgarde und deren intellektuelle Geschichte offenbart uns schnell, dass ein Nachdenken über Bilder immer im Zentrum einer kritisch intellektuellen Praxis stand - zumindest seit es die Fotografie gibt. Bilder des Krieges und der historischen Gewalt waren stellen eine wichtige Reflexionsfolie dar. Walter Benjamin, Theodor Adorno, Hannah Arendt, um nur einige wenige Namen zu nennen, haben darüber geschrieben und reflektiert.

Ich werde für unser Thema kurz eine spezifische intellektuelle Diskussion skizzieren, die sich über Jahrzehnte erstreckt und die Gedanken dreier Intellektueller umfasst: Virginia Woolf, Susan Sontag und Judith Butler. Virginia Woolf, die große britische Schriftstellerin, die für Generationen von Feministinnen wichtig war, weil sie es wagte, die Nichteinlösung des europäischen Gleichheitsprinzips Europas einzufordern, stellte in ihrem Essay „Drei Guineen“ Überlegungen zu den Effekten von Bildern an, die den Horror des Spanischen Bürgerkrieges repräsentieren.

„Those photographs are not an argument; they are simply a crude statement of fact addressed to the eye. But the eye is connected to the brain; the brain with the nervous system. That system sends its messages in a flash through every past memory and present feeling. When we look at those photographs some fusion takes place within us; however different the education, the traditions behind us, our sensations are the same; and they are violent. Yes, Sir, call them 'horror and disgust'. We also call them horror and disgust. And the same words rise to our lips. War, you say, is an abomination; a barbarity; war must be stopped at whatever cost. And we echo your words. War is an abomination; a

barbarity; war must be stopped. For now at last we are looking at the same picture; we are seeing with you the same dead bodies, the same ruined house.“

Wir lernen hieraus, dass es vor allen Dingen gilt, die Affekte, die Bilder produzieren, unter dem Aspekt unserer Affizierbarkeit zu betrachten: Welche Affekte werden ausgelöst, wenn wir diese Bilder sehen, was erschüttert uns eigentlich und was erschüttert uns nicht? Und was macht uns Angst? Denn über diese Angst sollten wir sprechen, weil sie immer wieder naturalisiert wird; was scheint uns ein Gefühl von Sicherheit zu vermitteln, und warum ist dies weder normal noch natürlich? Gefühle sind historisierbar, weswegen ein Verständnis der Affekte immer nach einem Akt der Erinnerung verlangt.

Susan Sonntag, die US-amerikanische Intellektuelle, die unser Verständnis von Bildern und Filmen mit ihren Reflexionen zutiefst verändert hat, nimmt Woolfs Aussagen auf und spricht über den „Betrug der Bilder“. Sie beschreibt, wie und warum uns diese Bilder als *wahr* erscheinen, wenngleich Bilder nie nur *wahr* sind. Weswegen die Empörung umso größer ist, wenn sich die Bilder, wie so oft, als arrangiert erweisen. Bilder, so sagt sie, müssen interpretiert werden. Wenn wir Bilder betrachten, müssen wir uns der Aufgabe stellen, sie auch zu interpretieren und sie nicht - wie Virginia Woolf dies tat - als frei von Interpretationen verstehen. Wir müssen darüber sprechen und können sie bestenfalls als Reflexionsfolie nutzen.

Und schließlich nimmt Judith Butler, die nicht nur unsere Vorstellung von Geschlecht in Bewegung versetzt hat, sondern in den letzten Jahren mit ihren ethischen Schriften – die spannenderweise viel weniger zur Kenntnis genommen werden – eine neue und notwendige Ethikdebatte eröffnet hat. Butler nutzt gewissermaßen Sonntags Schrift „Das Leiden anderer betrachten“, um die Folgen des Irak und Afghanistan Krieges für unser ethisches Empfinden nachzudenken. Hier spricht sie unter anderem über einen *eingebetteten Journalismus* und dessen grausame Konsequenzen für unsere Wahrnehmung von kriegerischen Praxen. Butler macht darauf aufmerksam, dass seit den Kriegen in Afghanistan und Irak die mediale Berichterstattung in den USA, und später auch in Europa dergestalt funktioniert, indem Journalist*innen Teil der Truppen werden; das sie mit den Truppen in die Kriegsgebiete fahren und dort einen Auftrag zugewiesen bekommen, bestimmte Ereignisse aufzunehmen, zu fotografieren, über diese zu berichten und andere eben zu verschweigen. Konkreter kann ein hegemoniales Zuhören und Zusehen kaum umschrieben werden. Nie war deutlicher, wie viel wichtiger das Verschwiegene ist. Und doch macht das, was berichtet Angst, es beunruhigt. Die Bilder aus dem Irak und Afghanistan machen Angst. Und dieses beängstigende Gefühl ist bereits körperliche Konsequenz einer Bildinterpretation, die als historisch gerahmt zu verstehen ist.

Zusammengedacht stellen uns diese drei großen Intellektuellen mehrere wichtige Fragen: Beispielsweise, was wir denn empfinden, wenn wir das Leiden anderer betrachten? Können wir darüber Auskunft geben? Woher rühren diese Affekte, welche Bilder werden uns gezeigt und warum? Und schließlich, was sagt uns diese Reaktion auf die Bilder über unsere Geschichte und

eigene historische Vergesellschaftung? Also wie wir geworden sind, was wir sind, was wir denken und fühlen und wie unsere Körper geworden sind. Wie hängt das, was wir sind, mit dem zusammen, was andere erleiden müssen und wir dieses Leiden betrachten? Und schließlich, Susan Sontag zitierend,

„was bedeutet es, gegen Leid zu protestieren und worin unterscheidet sich solches Positionieren von der Anerkennung der Tatsache, dass es Leiden gibt?“

Über den Weg der Betrachtung der Fotografie und dem Nachdenken darüber was Fotografien bei uns auslösen, werden wir dazu aufgefordert, über Soziale Arbeit nachzudenken in Richtung eines „Anderen Europa“. Eine Soziale Arbeit, die ich gerne als „postkoloniale Soziale Arbeit“ bezeichnen möchte.

Es ermüdet, Europa immer wieder als das „Land des Humanismus“ porträtiert zu sehen, dem diskussionslos Werte und Ideen wie „Emanzipation“, „Gleichberechtigung“ und „Freiheit“ zugeschrieben werden: denn wir wissen, dass diese Werte und Ideen, so positiv und wichtig sie auch sein mögen, nie für alle gegolten haben. Weder Freiheit, noch Emanzipation, noch Gleichheit. Lassen Sie mich das an einem starken Beispiel erläutern: Die Proklamierung der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte. Das ist insofern ein gutes Beispiel, weil sozialarbeiterische Praxis auch mit der Durchsetzung der Menschenrechte assoziiert werden. Gerufen wird nach der Einhaltung der Genfer Konvention und nach einer allgemeinen und universal gültigen Menschenrechtspolitik. Die Menschenrechte werden bekanntlich am 10. Dezember 1948 proklamiert. Die Weltgesellschaft versucht Rechenschaft abzulegen über zwei große furcht erregende grenzüberschreitende Verbrechen: der Horror des Nationalsozialismus und der damit im Zusammenhang stehende Zweite Weltkrieg und nicht nur Europa gebracht hat, vor allem der Holocaust, die Shoah. Und schließlich auch die beginnende Dekolonisierung der Welt, die uns darauf aufmerksam gemacht hat, welche Verbrechen Europa begangen über Jahrhunderte im „Rest der Welt“ begangen hat. Und vergessen wird nicht, dass in der Mitte des 19. Jahrhunderts 85% des Weltterritoriums von Europa beherrscht wurden. Damit einher gingen Sklaverei, Genozide, Knechtschaft, Ausbeutung und die Vernichtung von Wissen. Das sind die Auslöser, die die Weltgemeinschaft dazu motiviert ein allgemein und universelles Recht zu ratifizieren, welches ein solches Maß an Verbrechen unmöglich macht. So die etwa wahnwitzige Idee. Und so sehen wir am besagten 10. Dezember 1948 Eleonore Roosevelt, die die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte (AEMR) hochhält und wir lesen den ersten Artikel „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.“ Die Proklamation aber findet in New York statt. 1948. In einem Land, in dem die weltberühmte afro-amerikanische Jazzsängerin Billie Holiday nicht neben mir hätte sitzen dürfte, weil sie schwarz ist und ich weiß. In einer Stadt, die durchzogen ist von rassistischer Gewalt hebt jemand ein Papier hoch und proklamiert: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.“ Es ist dieses Bild, welches uns darin erinnert, dass wir ein anderes, ein hässliches Foto daneben setzen müsste, um ein ganzheitliches Bild zu erhalten. Die vermeintliche universelle Aussage der Menschenrechte hat eben nie für alle Gültigkeit gehabt. Wir

müssen diesen Widerspruch nicht nur aushalten, sondern bearbeiten; zum Ausgangspunkt unserer Reflexionen machen. Darin impliziert ist die wichtige Frage, wer überhaupt als Mensch gilt, wenn die universellen Menschenrechte nicht für alle gelten. Wären alle Menschen gleich, dann müssen wir uns fragen: was ist gemeint mit der Idee von Mensch? „Mensch“, so werden wir feststellen, ist eine Konzeption und hat nie alle beinhaltet, die uns menschlich erscheinen. Das weist darauf hin, dass wir eine Erinnerungspolitik wagen müssen, die gewissermaßen, die andere Seite Europas zeigt, die Schattenseite Europas. Wir müssen darüber nachdenken, warum bestimmte Menschen nie als „Menschen“ gedacht wurden und was es bedeutet – wie Kobena Mercer gesagt hat: „We are here because you were there“. Sodass die Frage nach dem, warum die Menschen nach Europa kommen, leichter beantwortet werden kann. Nicht wegen der „europäischen Werte“, dem Sozialsystem, dem Rechtsstaat, sondern schlicht und ergreifend, weil Europa die Lebensgrundlagen in den ehemaligen Kolonien zerstört hat - weil Europa da war! Viele glauben bedauerlicherweise immer noch, dass die Geflüchteten vor allem nach Europa kommen, weil Europa für Humanität steht. Viele fragen sich auch, mit welchem Recht können diese Menschen von Europa Schutz und Menschlichkeit erwarten? Wie kommen sie darauf, dass Europa ihnen etwas schuldig wäre? Und gelten die europäischen Rechte, die von der Würde des Menschen sprechen tatsächlich für *alle* Menschen? Sollten wir nicht entscheiden, wenn wir Schutz gewähren? Wenn die Sicherheit des Lebens bedroht ist, muss Europa sich dann menschlich zeigen? Auf diese Fragen, können wir mit Gayatri Spivak provokativ antworten: Es scheint nicht mehr möglich zu sein, „gut zu sein“; weil es wünschenswert ist, „ignorant zu sein“. Wenn wir diese Ignoranz überwinden wollen, dann dürfen wir das Phänomen wachsender Zahlen von Geflüchteter in Europa nicht unabhängig von den anhaltenden Dekolonisierungsprozessen betrachten und auch nicht unabhängig von der Macht, Herrschaft und Gewalttätigkeit kolonialer Prozesse.

Als im Sommer klar wurde, wie viele Menschen Schutz in Europa suchen, weil ihr Land durch einen unendlichen Krieg zerstört wurde, war es für viele in Deutschland und Österreich das erste Mal, dass sie nachgesehen haben, wo Syrien überhaupt liegt. Und viele helfen und wissen immer noch nicht so richtig, was da eigentlich los ist - warum die Menschen solche Strapazen auf sich nehmen, um nach Europa zu gelangen. Einige haben wohl auch die Vorstellung, dass das halt ‚in den Gegenden‘ so ist: da gibt es immer wieder Kriege, oder? Und es hält sich die Grenzziehung, die „zivilisierte Menschen“ von den „barbarischen Nicht-Menschen“ differenziert: Die einen, so wird behauptet, sind der Regierung fähig und die anderen sind es eben nicht. Und so stellt sich keine wirkliche Verwunderung ob der Fluchtbewegungen ein, weil in ‚diesen Gegenden‘, so was eben passiert, weil die ‚Barbaren‘, der Regierung nicht fähig sind und deswegen die Staat scheitern.

Ich plädiere deswegen dringlich dafür, sich die Zeit zu nehmen, in die Geschichte dieser Länder zu gehen, und sich zu fragen, warum die Bilder, die wir jetzt sehen, zwar schockierend sind, aber eigentlich nicht überraschend. Europa deklariert sich kontinuierlich als Ort und Quelle für Recht und Gerechtigkeit und reklamiert, sowohl Recht als auch Gerechtigkeit, welche nur in der Überwindung von Rachegeleüsten zu finden ist. Und sie wissen es gibt einen nicht zu übersehende

Zusammenhang zwischen „Recht und Rache“ - das ist beispielsweise in den Schriften von Jacques Derrida nachzulesen. Das Recht erwuchs eigentlich aus der Rache. Ein Zusammenhang, der sicher nicht ohne Konsequenzen bleiben kann.

Emanzipation, Aufklärung aber auch Souveränität und Freiheit, das alles scheinen unweigerliche Bestandteile des abendländischen Denkens zu sein, die Werte hervorgebracht zu haben scheinen, von denen jetzt die europäischen Politiker_innen so gerne und ununterbrochen sprechen.

„Integration ja, aber nur wenn die Geflüchteten und Migrant_innen in der Lage und Willens sind ‚unsere Werte‘ zu akzeptieren, anzuerkennen und im Rahmen derer zu denken und zu leben“. Das ist die Devise - von links nach rechts im politischen Spektrum. Aber sind das wirklich europäische Werte? Können wir sie wirklich für uns reklamieren? Werte und Ideen von denen die postkoloniale Denkerin Spivak schreibt, dass wir sie kritisieren müssen, eben weil man diese nicht nicht begehren kann. Natürlich müssen wir Emanzipation, Freiheit, Gleichberechtigung und Gleichheit fordern. Aber wir müssen diese Ideen auch einer permanenten und gnadenlosen Kritik unterwerfen. Wir müssen kritisch darauf schauen, wie diese sich realisiert haben und was das Sprechen über Freiheit und Gleichheit für Konsequenzen hat - abhängig von der jeweiligen Positionierung. Diejenigen, die den ‚Anderen‘ helfen an diesen Werten zu partizipieren - denn Werte und Rechte werden zum Eigentum Europas gemacht - und die ‚Anderen‘ selbst, die diese Rechte als Geschenk erhalten. Die Welt ist nicht nur in „Arme“ und „Reiche“ eingeteilt, die Welt lässt sich auch differenzieren in diejenigen, die Recht und Schutz *suchen* und diejenigen, die Recht und Schutz *geben*. Und das fühlt sich vor allem gut für die an, die auf der Seite der Gebenden sind. Die Gebenden sind auf der Seite der „Wissenden“, der „Guten“ und des „Humanen“ - ‚die Anderen‘ sind und bleiben bedürftig.

Der Versuch, die Gewalt und auch das Böse, welches in Europa eingeschrieben ist zu vergessen, führt unweigerlich zu einer Perpetuierung von historischer Gewalt. Gewalt, die von Europa oder im Namen Europas ausging und weiterhin ausgeht. Denn Angela Merkel hat die deutschen Grenzen zwar erstmal für Geflüchtete geöffnet, aber den Waffenhandel hat sie nicht verboten. Das geht. Man kann beides tun. Man kann Krieg weiter befeuern, im wahrsten Sinne des Wortes und gleichzeitig sagen: „Wir sind die human. Kommt zu uns. Wir helfen euch. Wir heißen euch willkommen“. Gewalt ist aber keine traurige Aberration, kein Zufall, kein plötzliches Geschehen das nicht voraus denkbar war, sondern Teil des Projekts Europa. Im Namen der Gerechtigkeit gilt es deswegen, die Alltäglichkeit von Gewalt und Unmoral, die in der Geschichte Europas ist und fortgeführt wird, transparent zu machen. Und ich denke, dass postkoloniale Theorie das Leisten kann.

Manche, sagt Terry Eagleton, sehen die Geschichte der Moderne einfach als eine Geschichte von beeindruckendem Fortschritt. Andere, nämlich ‚die Anderen‘, dessen Leid wir jetzt betrachten, sehen es als einen lang gezogenen Albtraum. Die für die Demokratisierung der Gesellschaft notwendige kritische Erinnerung lässt die Bilder des Horrors vor unserem inneren Auge ablaufen.

Viele sind schon genannt worden: koloniale Beherrschung, Genozide, Shoa, Weltkriege, Rassismus, Faschismus etc. Ich habe deswegen an anderer Stelle vorgeschlagen, statt von Geisteswissenschaften von einer Spektrologie zu sprechen, der Wissenschaft der Geister. Wissenschaft der Geister, die der Geisteswissenschaft bedarf um sich an die Orte und Zeiten zu begeben, die heute unser Denken des Anderen und die dominanten Wahrnehmungen der Welt bestimmen; die geprägt bleiben von rassistischen Kategorisierungen und einem Vertrauen auf die eigene europäische Größe und Brillanz.

Innerhalb der postkolonialen Theorie ist deswegen das Prinzip der epistemischen Gewalt ein ganz zentrales Konzept, weil postkoloniale Theorie uns belehrt, dass es wichtig und notwendig bleibt, sich mit der kolonialen Geschichte auseinanderzusetzen. Es ist angebracht, sich um ein Verständnis zu bemühen, das uns begreiflich macht, was es bedeutet hat, dass in den Jahrhunderten der kolonialen Herrschaft 85% der Welt von Europa kolonisiert worden sind, dass es Versklavung gegeben hat, dass es Genozide gegeben hat, dass die Ressourcen ausgebeutet worden sind, dass Armut erzeugt worden ist. Und machen wir uns nichts vor: dass es uns heute so gut geht und dass wir Angst haben, dass uns etwas weggenommen wird, hat damit zu tun, dass wir über Jahrhunderte die Welt gnadenlos geplündert haben. Armut ist über Jahrhunderte produziert worden. Und der Reichtum Europas liegt parasitär auf der Unterjochung der Kolonialgebiete auf. Insoweit gibt es auch ein moralisches Recht derjenigen, die jetzt nach Europa kommen, hier zu bleiben. Sie haben ein Recht dazu - nicht nur im Sinne des Humanismus.

Das Nachdenken über epistemische Gewalt dagegen verdeutlicht, dass es nicht nur um die materiellen Seiten geht, sondern auch um eine Gewalt, die ein imperialistisches Denken hervorgerufen hat. Und dieses Denken finden wir eben auch in der Sozialen Arbeit wieder. Edward Said spricht in diesem Zusammenhang zum Beispiel von „worlding“, dem „Welt machen“ und die asymmetrische Ignoranz, die diesem immanent ist. Diejenigen, die nach Europa fliehen wissen, wo Europa auf dem Globus zu finden ist. Sie kennen die Routen, die Städte, die Namen der Präsidenten und Kanzler und Kanzlerinnen der europäischen Nationalstaaten. Aber wer in Europa kennt einen afrikanischen Philosophen? Nur einen. Es gibt eine asymmetrische Ignoranz; und diese asymmetrische Ignoranz gilt es offen zu legen.

Der portugiesische Soziologe Boaventura de Sousa Santos spricht in diesem Zusammenhang von einem Epistemizid (in Anlehnung an den Begriff des Genozid). Das intentionale Auslöschen von Wissen, die Vernichtung von Sprachen. Hunderte von Sprachen sind seit der Kolonialzeit verschwunden, aber auch Lebensspraxen und Ideen; auch Werte, Vorstellungen davon wie wir zusammenleben können, wurden ausgelöscht oder disqualifiziert. All das ist vernichtet worden in einem jahrhundertelangen Krieg von Europa gegen den Rest der Welt.

Darüber hinaus gibt es aber noch eine andere Seite, die Spivak und andere postkoloniale Theoretiker_innen stark machen: die Vereinnahmung des ‚anderen‘ Wissens. Spivak bemerkt, dass es nicht nur darum gehen könne, die Vernichtung des Wissens zu fokussieren, denn es sei

genauso problematisch, dass eine Wahrheit weitergegeben werde, die besagt, dass Europa beispielsweise das Wissen der Aufklärung *gehöre*. Diese arrogante selbstzentrierte Irrglauben Europa sei der alleinige Wissensproduzent. Erst im Austausch - während des kolonialen Zusammentreffens - ist ein bestimmtes Wissen produziert worden, welches Europa nun alleinig für sich reklamiert. Deswegen, so Spivak, ist es wichtig, dieses Wissen zurück anzueignen und nicht nach einem ausgelöschten Wissen zu suchen. Die Praxis, die sie in diesem Zusammenhang stark macht, ist die „affirmative Sabotage“. Affirmative Sabotage bedeutet eben nicht zu sagen: die Menschenrechte sind eurozentrisch. Das würde zwar stimmen, so Spivak, aber es sei auch banal. Stattdessen gehe es darum die Menschenrechten und die Grundsätze, auf denen diese Menschenrechte beruhen, die Grundsätze der Aufklärung als, einzuklagen. Was kann gegen den Satz: „Alle Menschen sind gleich“ eingewendet werden. Wohl kaum etwas, doch geht es darum, dass diese Maxime eben für alle realisiert wird. Und wenn diese Rechte wirklich für alle gelten sollen, dann wird Europa Privilegien einbüßen müssen. Wir müssen dann zugeben, dass dieses Wissen und diese Werte, die die europäischen Politiker_innen immer so stolz präsentieren nicht Europa gehört, sondern allen Menschen. Und dann kann es kein reden mehr von Quoten und Mauern und Abschottung geben.

Epistemische Gewalt bedeutet eben auch Appropriierung. Und Strategien dagegen sind auch in der Sozialen Arbeit möglich, denn auch die Soziale Arbeit bildet einen potentiellen Raum für eine „affirmative Sabotage“. Angesagt ist dann etwa Textarbeit: den rassistischen Kant lesen, ohne zu sagen: „War halt ein Mann seiner Zeit, die haben alle so gedacht.“ Eben nicht: auch damals haben nicht alle so gedacht. Schon zu Zeiten Kants gab es Revolutionen in Haiti, die sich auf die Französische Revolution bezogen haben. Nur waren es hier die befreiten Sklav_innen, die für das Prinzip „alle Menschen sind gleich“ gekämpft haben. Nicht mal Hannah Arendt erwähnt diese Revolution in ihrem wichtigen Werk „Über die Revolution“. Wir brauchen Kant nicht zu entschuldigen, wir müssen ihn auch nicht verwerfen. Stattdessen sollten wir in die Texte hineingehen; wir sollten versuchen den Gedankengängen zu folgen und dann Kant gegen Kant zum Einsatz bringen - das ist der Moment der Sabotage. Zu zeigen und auch zu sagen, dass Kants Ideen auch rassistisch sind. Die Skandalisierung bei der Aufdeckung der Widersprüche. Das heißt konkret: sprechen wir über Emanzipation, sprechen wir über Menschenrechte, aber sprechen wir auch die Widersprüche und Aporien der Aufklärung.

Ich komme zum Schluss: Wie ich begonnen habe, möchte ich auch enden. Wir müssen uns vielleicht darin einüben, den Blick zu wenden. Weg von uns und wie wir helfen können, hin zu denjenigen, denen wir die Hilfe zukommen lassen und herausarbeiten, wie sie uns eigentlich helfen. Schon das Merkmal „auf der Flucht“ verweist dabei auf die Flüchtigkeit, wie auch die extreme Heterogenität der Gruppe. Menschen setzten sich in Bewegung mit dem Ziel, Sicherheit zu erlangen, Arbeit zu bekommen oder schlicht das Überleben zu sichern. Einige der Menschen, die in den Herkunftsländern politisch aktiv waren, versuchen im Ankunftsland die Aktivitäten wieder

aufzunehmen. Andere wollen einfach nur Ruhe. Die sollte man ihnen auch gönnen. Viele geflüchtete Menschen sind traumatisiert und alle werden durch die geltenden Asylgesetze gepeinigt. Das eint sie. Sie dürfen nicht arbeiten, müssen sich permanent erklären und dürfen zum Teil den Ort nicht verlassen, an dem der Asylantrag gestellt wurde. Hinzu kommen rassistische Übergriffe auf der Straße, im Amt und in den Unterbringungen selbst. Und wir erinnern uns an die Vorfälle im letzten Jahr in Burbach in Nordrhein Westfalen, die uns gezeigt haben, dass die, die wirklich gefährlich sind und vor denen wir wirklich Angst haben sollten die sogenannten „Sicherheitskräfte“ sind. Wir können uns vorstellen, was das für Menschen die traumatisiert sind bedeutet, in einer solchen Art und Weise re-traumatisiert zu werden. Wie kann trotz dieser Tatsachen gesellschaftliche Transformation gedacht werden? Können Geflüchtete politische Ziele formulieren, die in die hegemonialen Diskurse intervenieren? Und stellen sie überhaupt politische Bedingungen? Stellen sie Fragen an die Politik? Oder wollen sie nur ein Dach über dem Kopf? Gelingt die Veränderung über eine klare und zielgerichtete Mobilisierung?

Geflüchtete Menschen in den Metropolen Europas verändern nach und nach nicht nur das Gesicht dieser Metropolen, sie scheinen auch eine Bewegung in Gang zu setzen, die lange nicht mehr möglich schien. Menschen gehen zu Hunderten und Tausenden auf die Straße um für mehr Menschlichkeit zu protestieren. Sie fordern bessere Unterbringung für geflüchtete Menschen, sie sorgen für eine Beschulung der Kinder und unterschreiben Petitionen, um die Abschiebung Einzelner zu verhindern. Nun könnte gesagt werden, das sei der übliche Reflex: wenn Leid massiv auftritt, wird das Helfen aufgerufen. Und doch, schon ist die Rede von den Gutmenschen, dem Helfer_innen-Syndrom usw. Doch das stimmt eigentlich nur zum Teil. Eher unbemerkt geschieht ein denkwürdiger sozialer Wandel, der hier auch spürbar wird: ermüdete und im Konsumrausch betäubte Mehrheiten, zu denen wir alle gehören – das sind diejenigen, die in ihr iPad tippen „Ich bin ein Antikapitalist“ – erwachen plötzlich zu politischem Leben. Es ist als ob die zunehmenden globalen Katastrophen, die im Zusammenhang mit einer misslungenen Dekolonisierung der Welt und dem krisenhaften Kapitalismus zu betrachten sind, paradoxerweise eine Redemokratisierung der europäischen Gesellschaft zur Folge hätte. Ein Indiz sind zum Beispiel die unzähligen akademischen Arbeiten, die über die Situation geflüchteter Menschen geschrieben werden.

Der Zustand der Flucht bewegt die Menschen in den Metropolen, viele fühlen sich aufgerufen etwas zu tun. Flucht verweist auf die Prekarität von Wohlstand und das löst Angst aus. Die Angst ist weniger, dass wir vielleicht auf der Straße erschossen werden könnten; die Angst ist mehr, dass unser Wohlstand vielleicht doch prekärer ist als wir denken. Und der Normalisierte, brutale Umgang mit Geflüchteten an den europäischen Außen- und Innengrenzen, als auch die Situation, die sie dann in den Metropolen erwartet, ist ein sichtbares Symptom für die gewachsene und über Generationen tradierte Unmenschlichkeit Europas.

Deswegen glaube ich, dass es an der Zeit ist, für etwas zu plädieren, was ich in Anlehnung an den großen antikolonialen Denker Frantz Fanon einen „Neuen Humanismus“ nenne. Man hat Fanon

sehr häufig gelesen als einen, der Europa nur die Brutalität vor Augen führt und sich distanziert, von allem, was Europa ausmacht, doch stimmt das nur bedingt. Fanon hat uns die Brutalisierung des kolonialen Systems vor Augen geführt, aber er hat auch für einen neuen Humanismus plädiert; einen neuen Humanismus, den viele innerhalb der postkolonialen Theorie als Herausforderung annehmen und der meiner Meinung nach auch in die Soziale Arbeit als utopisches Ziel aufgenommen werden muss. Das wäre mein Plädoyer für diese Tagung: darüber nachzudenken, was es bedeuten könnte, über Humanismus zu sprechen, wenn wir die Erinnerung der Brutalität Europas nicht löschen. Wir brauchen einen neuen Humanismus, einen, in dem geflüchtete Menschen, die Menschen im globalen Süden, nicht nur repräsentiert werden als diejenige, die der Hilfe bedürfen, sondern die uns auch zeigen, wie hilfsbedürftig wir sind. Das wir in der Lage sind, unsere asymmetrische Ignoranz zu überwinden und vielleicht auch die letzten noch verbleibenden politischen Nervenzellen wieder zu reaktivieren. Wie Spivak sagt: „Der Konsens unter den Aktivist_innen der Metropole muss gebrochen werden, die immer glauben alles aufs genaueste wissen zu können, wenn sie nur ausreichend Informationen gesammelt haben.“ Es geht nicht nur um Informationen, es geht darum, wie Dipesh Chakrabarty sagte, die „Tragödien Europas“ auch ans Tageslicht zu bringen. Und deswegen gilt es, Europa zu provinzialisieren.

Und wann ist eine Tragödie eine Tragödie? Wenn der Protagonist oder die Protagonistin, und jetzt setzen wir mal Europa an diese Position, sich überschätzt. Der Protagonist/die Protagonistin überschätzt sich und muss dann die Rache der Götter erleiden. Wir wissen nicht, wer diese Götter heutzutage sein werden, aber wir sehen, dass Europa sich lange überschätzt hat und es ist an der Zeit, sich dieser Selbstüberschätzung zu stellen und Zeit, die Hilfe anzunehmen die uns von den Geflüchteten angeboten wird.

Weil ich mit einem Zitat von Judith Butler begonnen habe, ende ich mit einem Zitat von Judith Butler: „Ich bin der Meinung, dass unsere gegenwärtigen politischen Dilemmata uns dazu auffordern neu zu bedenken, was mit dem Begriff Mensch eigentlich gemeint ist; sodass er weiter und umfassender und letztlich menschlicher wird. Vielleicht in einer Weise, die wir gerade erst begonnen haben uns vorzustellen.“

Danke.